

Schattenland des Neoliberalismus

Überlegungen zum Schrumpfungsprozeß ostdeutscher Städte

Alarmierende Zahlen in aller Munde: Bald anderthalb Millionen leere Wohnungen in Ostdeutschland, Tendenz immer weiter steigend, Spitzenreiter sind Leipzig (35% Leerstand in der Gründerzeitbebauung) und Görlitz (48% in der Altstadt), daneben Stendal (über 42% in den Neubauvierteln) und Halle-Altstadt (28%). Im Jahr 2000 hatte eine Regierungskommission die Daten gesammelt und als sozialpolitische Zeitbombe kaum vorstellbarer Dimension an die Öffentlichkeit gebracht: Kommt es zu keiner wirklich drastischen Veränderung der politischen Rahmenbedingungen, dann kann der Leerstand in 10 Jahren auf zwei Millionen anwachsen“, mahnte der Bericht und schlug vor, dreibis vierhunderttausend Wohnungen „vom Markt zu nehmen.“

Nun entspricht der Wohnungsüberhang in den Neuen Ländern jedoch keinem der typischen Stadien im sogenannten Schweinezyklus aus Verknappung und Überproduktion, sondern er hat sich zur konstanten Größe mit brisanter Eigendynamik verfestigt: Da man vier vermietete Wohnungen braucht, um die Ausfälle einer leeren fünften zu kompensieren, liegt bei etwa 15 Prozent Leerstand der ökonomische Umschlagpunkt. Ab 20 Prozent wird der Konkurs nur noch zur Frage der Zeit. Anfang 2001 ist in Leipzig die erste Wohnungsgenossenschaft zusammengebrochen. Kommen solche Insolvenzen erst einmal wellenartig ins Rutschen, ist, so die Befürchtung etwa der Sächsischen Aufbaubank, eine Zerstörung des gesamten ostdeutschen Wohnungsmarktes durchaus vorstellbar.

Weder dem Wittenberger Packhofviertel oder der Görlitzer Südstadt, noch viel weniger gar Neubustädten wie Wolfen-Nord, Schwedt oder Hoyerswerda wird man nach altvertrautem Schema, etwa durch den Ersatz von „Platte“ durch „Stadtvilla“, wirksam helfen können. Es fehlen die im „alten Westen“ bewährten Gegenindikatoren: Keine rettenden Besserverdiener, nirgends. Auch die Empfehlung, beim Abriß nicht zimperlich zu sein, weil freigelegtes Bauland werthaltiger sei als eine von unnützer Substanz

blockierte Immobilie, verkennt das Wesen der Sache: Wo die Menschen davonlaufen, verlieren selbst Grund und Boden alle Heiligkeit.

Diese Krise wird sich als allein wohnungspolitisches Problem weder erklären noch lösen lassen, denn erstens ist der Leerstand kein Reflex auf die verrufene „Plattenästhetik“; in „Schrumpfmetropolen“ wie Leipzig oder Görlitz sind vorrangig die Alt- und Innenstädte betroffen. Zweitens läßt sich die Entvölkerung ostdeutscher Städte mit allgemeinen demographischen Tendenzen oder gar dem extremen Geburtenknick nach der „Wende“ nur ungenügend begründen; die eigentliche demographische Entvölkerungswelle kommt erst noch. Auch der immer wieder herbeizitierte Nachholbedarf an Eigenheimen dürfte (vom Berliner Speckgürtel einmal abgesehen) nach einem Jahrzehnt ausgebliebenen „Aufschwungs Ost“ weiterhin gedeckt sein; die Bewohnerverluste gehen aber ungehemmt, stellenweise sogar noch rasanter weiter. Drittens – und beziehungsweise – sind es vor allem bestimmte ländliche Regionen, die leer laufen, geradezu dramatisch in der Uckermark und in Vorpommern, aber auch in Teilen Mecklenburgs, in der Altmark und der Lausitz. In diesen traditionell dünn besiedelten Landschaften war zu DDR-Zeiten mit umfänglichen Industrieansiedlungen (Schwedt, Neubrandenburg, Stendal, Eisenhüttenstadt, Schwarze Pumpe) und hochtechnisierter Agrarwirtschaft massive Strukturförderung betrieben worden. Da stellt ein sich selbst überlassener Markt nun den *Status quo ante* wieder her: die im vorindustriellen Schattendasein dahindämmende Arme-Leute-Gegend. Für viele der mühevoll aus dem Boden gestampften Industrie-Wohnstädte wird dies wohl vor allem eines bedeuten: Sie sind schlicht überflüssig geworden.

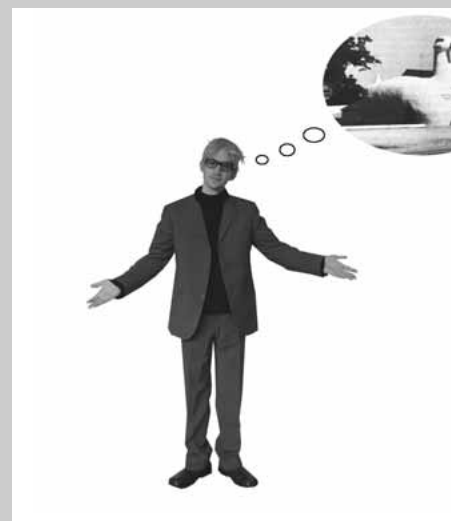
Niemals zuvor war im Westen ein Strukturwandel dermaßen planlos und ungeschützt dem Selbstlauf überlassen worden. Der nach Kräften verzögerte und kompensatorisch weitgehend abgefederte Niedergang des „alten“ Ruhrgebiets ist mit der kollapsartigen Preisgabe der ostdeutschen Industrien in keiner Weise mehr zu vergleichen. Allein im Chemiegroßraum Bitterfeld-Wolfen-Dessau waren von 1990 bis 1993 durch wilde Abrißkampagnen, aus Gründen der Arbeitsbeschaffung oder um „jungfräuliches“ Investitionsbauland freizulegen, über 80 großbetriebliche Anlagen demontiert worden. Dabei sank die Zahl der noch irgendwie produktiv Beschäftigten

unter ein Drittel der Stärke vor 1989. Wohin man auch blickt, überall ähnliche Zahlenrelationen: Dessau (Waggonbau, Chemie) hat 5.500 produktive Arbeitsplätze verloren, Görlitz (Waggonbau, Textil- und Elektromaschinenbau) sogar über 15.000. Der Anlagenbauer Bergmann-Borsig in Berlin schrumpfte von 4.500 auf 300 Arbeiter, von 8.500 im Halbleiterwerk Frankfurt/Oder blieben gerade noch 160. „Von der ostdeutschen Wirtschaft blieb vielfach kaum mehr zurück als der berühmte, ‘Staub von Brandenburg’“, stellt der Berliner Soziologe Wolfgang Engler in seinem jüngst veröffentlichten Buch *Die Ostdeutschen als Avantgarde* fest, „der Umfang der Erwerbsarbeit sank alarmierend, von 9,7 Millionen Erwerbstätigen im Jahr 1990 auf 6,4 Millionen im Jahr 2000. Bezieht man die mehr als 400.000 Pendler, die im Westen Beschäftigung fanden, in die Rechnung ein, dann sank ihre Zahl sogar auf unter 6 Millionen.“

So stehen wir vor den Auswirkungen eines ökonomischen Wendemanövers, das sich nicht als Strukturwandel, sondern als rapider Strukturbruch vollzog und im Osten Deutschlands deshalb keine *postindustrielle* (wie im Westen), sondern eine *deindustrialisierte* Landschaft hervorgebracht hat. Diese beiden Gesellschaftszustände – *postindustriell* und *deindustrialisiert* – in ihrer grundsätzlichen Differenz nicht begriffen zu haben, gehört nach Engler zu den zentralen Irrtümern deutscher Vereinigungspolitik. Denn die von *Deindustrialisierung* Betroffenen erleben diesen Unterschied ganz existenziell: Sie haben keinen „Modernisierungsschub“ zu verkraften, also individuelle Neuorientierungs- oder Anpassungsprobleme zu lösen, sondern sie kämpfen, einzeln wie kollektiv, ums Überleben – weniger materiell-finanziell (das zunehmend auch) als im Sinne einer jeden Morgen neu zu findenden Rechtfertigung: Warum soll man als aktiver, mobiler und ehrgeiziger Mensch in einer Region bleiben, die sich dauerhaft auf eine Arbeitslosigkeit von 25 Prozent und mehr eingerichtet hat? In der die Bahn erst einzelne Bahnhöfe, dann ganze Strecken stilllegt, wo Sparkassen und Postfilialen reihenweise schließen, wo Ärzte und Schulen nur noch in der Kreisstadt zu finden sind, der Einzelhandel zum Erliegen kommt und – als finale Katastrophe – die letzte Kneipe aufgibt. Wenn dann die Tankstelle als Zuflucht aller

Alltagsbedürfnisse übrigbleibt, soll man sich nicht wundern, daß früher oder später alle vom *Davonfahren*, vom *Abhauen* träumen. Alarmierte Regionalforscher wie die vom Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS) in Erkner warnen inzwischen vor einer mentalen Verinnerlichung der Krise, indem betroffene Menschen selbst von ihren Heimatorten als „sterbenden Städten“ sprechen und sich den Depressionen auswegloser Peripherisierung ergeben. „Das ist wie vor ’89“, kann man selbst in noch vitalen Städten wie Hoyerswerda hören, „jetzt gehen alle, die noch was bewirken könnten. Keiner will der letzte sein, der am Ende das Licht ausmacht.“

Die Krise der ostdeutschen Städte läßt sich als Muster wie Signal für das Ende einer Epoche interpretieren. An deren Beginn, im 19. Jahrhundert, hatte die industrielle Revolution wahre Völkerwanderungen auf die Suche nach Arbeit kreuz und quer durch Europa geschickt. Um das neu entstandene Proletariat zu behausen, waren in einem gewalttätigen Prozeß zahllose Städte



aus ihrer mittelalterlichen Beschränktheit gerissen und den neuen Produktions- und Konsumbedürfnissen angepaßt worden. Heute kommen immer mehr Alltagswaren und Rohstoffe aus Ländern mit deutlich billigerer Arbeitskraft. In Mitteleuropa haben die auf Industriearbeit zugerichteten Lebenswelten somit ihre Schuldigkeit getan, was ihre neuerliche Verwandlung mit Sicherheit erwarten läßt. Nur – Verwandlung wohin?

Schrumpfung als Symptom industrieller Wandlungsprozesse ist weder ein neues noch ein speziell ostdeutsches Phänomen. Als Krise der Montan- oder der

Textilindustrie gibt es hierfür viele Vorbilder in England, Ostfrankreich, Belgien, den USA. Neu ist allerdings die nun erreichte Bandbreite der "Überflüssigkeit": Nahezu das gesamte Erwerbspektrum einer modernen Industriegesellschaft wurde als Folge der deutsch-deutschen Wirtschaftsunion 1990 vollkommen unvorbereitet zur Disposition gestellt. Selbst Städte mit einer vielfältig ausdifferenzierten Fertigungspalette blieben von den Einbrüchen nicht verschont, denn mit den jeweiligen Hauptprodukten verschwand auch die weitgefächerte Zulieferstruktur. An der ostdeutschen Situation läßt sich also einiges über das Schicksal von Regionen lernen, die für globalisierte Wirtschaftsprozesse uninteressant geworden sind: Die Entfernung der ostelbischen Tiefebene zu den prosperierenden westeuropäischen Produktions- und Innovationszentren – von Rotterdam und Lille rheinabwärts bis ans Mittelmeer – ist offenbar zu groß. Andererseits reicht dank radikaler Marköffnung die Binnennachfrage für rentable heimische Produktionen nicht aus. Angesichts dieser Be-

dingungen sind alle Hoffnungen auf "Nachholeffekte" und "Aufschwung" in den Wind gesprochen. Eine solche Region ernährt ihre bisherige Bevölkerung nicht mehr, sie wird zum Schattenreich des neoliberalen Globalisierungsmodells.

Während in allen Diskursen über zukünftige Wirtschafts- und Gesellschaftsformen stets nur die Gewinnerseite eine Rolle spielt, gilt den Verlierern des Epochenbruchs selten die nötige Aufmerksamkeit. In Ostdeutschland geht es aber in erster Linie um diese Verlierer, weil sie durch ihr massenhaftes individuelles Anpassungsverhalten eine zunehmend spürbare Umkremplung der Gesellschaftsverhältnisse bewirken: Sie ziehen der Arbeit, und damit den Lebenschancen an anderen Orten hinterher. Dieser Prozeß hat in einigen östlichen Bundesländern bereits eine bestürzende Dynamik gewonnen, er könnte schon bald zu einem Wandel in der Raumstruktur

führen, einschließlich der Auflassung ganzer Stadtteile oder der gezielten Absiedlung bestimmter Landstriche.

Um hierbei die massenhaften individuellen Betroffenheiten und Verunsicherungen aufzufangen, sind von Planern wie Politikern vor allem soziale und kulturelle Strategien gefragt, unter Stichworten wie *Entschleunigung, Entdichtung, Verkleinerung, Vorläufigkeit, Abschied*. Solch notwendigem Leitbildwandel stand bislang entgegen, daß auf permanentes Wachstum gegründete Gesellschaften "Schrumpfung" oder "Rückzug" einem grundsätzlichen Tabu unterwerfen. Doch gemessen an den fundamentalen Umbrüchen zu Beginn des Industriezeitalters darf an dessen Ende eine neuerliche Infragestellung aller vertrauten Verhältnisse weder verwundern noch beirren. Im Gegenteil – die dramatische Krise der ostdeutschen Städte sollte ein weiterer dringender Anlaß sein, über vernünftige Rückzugsstrategien aus der herkömmlichen Arbeitsgesellschaft insgesamt nachzudenken.

Und weil Schrumpfungsprozesse von durchreisenden Bauprimadonnen weder verstanden noch bewältigt werden können, schlägt ja vielleicht endlich die Stunde der Geduldigen. Sie sind am ehesten bereit, "Neue Länder" tatsächlich als *Neuland* zu denken, wo "Scouts und Pioniere im retardierenden Zukunftsland an den inneren Peripherien auf die 'Rückkehr der Wölfe' warten und bereit sind, die Auflassungsarbeiten im Interesse des Weltklimas auf das Gewissenhafteste zu übernehmen" (Simone Hain). So könnte am Ende also der Abschied von einer Epoche noch die Wendung ins Positive finden: Die von der Industrie hinterlassenen Ländereien als Paradiese für Gärtner und Träumer, für die Kundschafter einer völlig neuen Lebensweise. Wäre das eine wirklich so erschreckende Vision?

Wolfgang Kil



KARO-Architekten, Parkhausprojekt für Leipzig, Fotomontage, 2002

Bauhaus-Möbel

Eine Legende wird besichtigt

Unter diesem Titel präsentiert das Bauhaus-Archiv Berlin eine Ausstellung, die "ein differenziertes 'Zeit-Bild' des Bauhaus-Schaffen(s) in seiner Epoche" zeichnen will. Zu diesem Anlaß hat man die Lager gesichtet, und zum ersten Mal in der Geschichte des Archivs wird die ganze Bandbreite der vierzigjährigen Möbelsammlung der Öffentlichkeit vorgestellt. Eine beeindruckende Zahl von Stühlen, Tischen, Betten, Schränken und anderen Möbeln wird präsentiert, um die bisher auf wenige Klassiker des Möbeldesigns eingengte Wahrnehmung des Bauhauses aufzuweiten und den inflationär gebrauchten Bauhaus-Begriff in seiner Bedeutung wieder zu differenzieren.

Am Eingang wird der Besucher aber zuerst durch altbekannte Stühle, den Lattenstuhl und den Freischwinger von Marcel Breuer, in Empfang genommen, von denen ausgehend sich die Ausstellung dann in fünf Bereiche aufteilt. Linker Hand machen Möbel aus dem Weimarer Bauhaus den Auftakt, gefolgt von Einrichtungen, die nach dem Umzug 1925 am Bauhaus in Dessau produziert wurden. Daran schließen sich Exponate an, die im Umfeld des Bauhauses entstanden sind, und schließlich solche Möbel, die zwar von Bauhauskünstlern entworfen wurden, jedoch nicht in den Werkstätten der Schule gefertigt worden sind. Diesem anhand räumlicher Kriterien gegliederten Teil der Sammlung – Bauhaus Weimar, Dessau, Umfeld und extern – hat der Kurator Christian Wolsdorff die große Familie der Stahlrohrmöbel gegenübergestellt.

Diese Struktur erlaubt zwar die explizit anvisierte Korrektur des Bauhaus-Begriffs, da sie anhand der Exponate zeigen kann, wie vielfältig das Schaffen an der Schule gewesen ist, und weiterhin deutlich macht, daß einige der berühmtesten Möbel nur bedingt dem Bauhaus zuzuordnen sind. Sie weist aber auch auf ein Problem hin, zu dem man sich ausführlichere Erklärungen erhofft hätte. Denn während sie einerseits durch Präzision beeindruckt, verwundert andererseits die Lässigkeit, mit der die verschiedenen Stahlrohrmöbel ohne genauere Angaben zu ihrem Entstehungsort und ihrer Verbindung zum Bauhaus präsentiert werden, und dies um so mehr, wenn man weiß, daß um die Urheberrechte an einem

Hocker von Breuer schon vor Gericht gestritten wurde. Nicht nur war das Bauhaus-Archiv indirekt an diesem Prozeß beteiligt, die streitenden Parteien entwickelten ihre Argumentationen anhand genau solcher, den Ursprung betreffenden Kriterien.

Der Stuhl des Anstoßes war Breuers 1925/1926 für die Mensa des Dessauer Bauhauses entworfener Stahlrohrhocker B9, der in der Bundesrepublik von dem Möbelhersteller Tecta produziert und vertrieben wurde. 1994, während der erneuten Einrichtung der Mensa im Originalzustand, mußte Tecta feststellen, daß der Hocker durch die L&C Stendal Metallmöbel geliefert werden würde. Tecta aber hatte mit dem Bauhaus-Archiv Berlin, das den Nachlaß von Marcel Breuer mit dem Einverständnis der Witwe verwaltet, einen Vertrag über die exklusive Herstellung von einigen Breuer-Möbeln geschlossen. Man zog vor Gericht, um L&C zur Einstellung der Produktion zu zwingen. Die Firma stützte sich in dem folgenden Prozeß auf zwei Argumente: erstens sei der Hocker kein Kunstwerk, sondern ein Gebrauchsgegenstand und somit nicht urheberrechtlich geschützt. Zweitens sei der Hocker am Bauhaus Dessau entstanden und also Eigentum der Stadt, deren Angestellter Breuer war. Diese hatte der L&C Stendal Metallmöbel über das von der sachsen-anhaltinischen Wirtschaftsförderung gegründete Label "bauhaus-dessau" die Genehmigung zur Herstellung des strittigen Hockers erteilt. Der Prozeß wurde im April letzten Jahres zugunsten von Tecta entschieden und das Urteil im folgenden Oktober vom Oberlandesgericht Düsseldorf bestätigt.

Vor diesem Hintergrund wird erklärbar, daß eine Ausstellung, die anhand der unterschiedlichsten Möbel die Geschichte des Bauhauses differenzieren möchte, ungerechnet die strittigen Stahlrohrmöbel großzügig und weit weniger genau zusammenfaßt. Indem er die Stahlrohrmöbel in einem eigenen Kabinett versammelt, umgeht der Kurator elegant Definitionsprobleme, die unweigerlich die Streitigkeiten um Urheberrechte thematisiert hätten. So aber schweigt sich die Ausstellung zum Prozeß und der daran anschließenden Diskussion über den Kunstcharakter der Möbel aus. Das enttäuscht um so mehr, als der Katalog wiederholt auf die sich schon während der Dessauer Jahre häufenden Verfahren um Urheber- und Vermarktungsrechte eingeht. Zwar betont der Kurator, daß die Ausstellung nicht als Kommentar zum Prozeß verstanden werden

soll; jeder mit der Thematik vertraute Besucher wird die Ausstellung aber vor diesem Hintergrund lesen. Die Chance wird vertan, die Öffentlichkeit auf die seit den zwanziger Jahren bestehende Problematik aufmerksam zu machen, wie mit dem Urheberrecht von Möbeln umzugehen ist, die entworfen wurden, um eine breite Masse in den Genuß einfacher, industriell und in Serie gefertigter Möbel kommen zu lassen, die heute aber zu Gunsten weniger Nutznießer als wertvolle Einzelstücke gehandelt werden.

Wie der Katalog bezüglich der in den zwanziger Jahren stattfindenden Prozesse zu den Urheberrechten an Stahlrohrmöbeln feststellt, "ist der Erkenntnisgewinn durch die Aufarbeitung seiner Vorgehensweise (des Möbelhändlers und Lizenzträgers Anton Lorenz) für die Designgeschichte vergleichsweise gering, denn der Gerichtssaal ist kein historisches Seminar und es geht dort nicht um historische Wahrheit, sondern um die Durchsetzung wirtschaftlicher Interessen." Was aber, wenn man die Kämpfe um Verwertungsrechte selbst als Teil der Designgeschichte begreifen würde? Im Bauhaus-Archiv jedenfalls dürfte die Freude über

die Feststellung der Schutzfähigkeit des Hockers und das seinem Lizenznehmer Tecta zuerkannte Recht auf alleinige Produktion und Vertrieb des Modells mindestens ebenso groß gewesen sein wie über die höchsttrichterliche Feststellung seines Kunstcharakters. Auch wenn im OLG Düsseldorf also schon mehr als nur der schnöde Mammon verhandelt wurde: die historische Wahrheit wird nun im Museum anhand dieser – sehenswerten – Ausstellung nachgereicht.

Achim Pietzcker

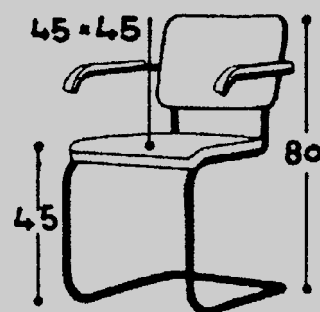
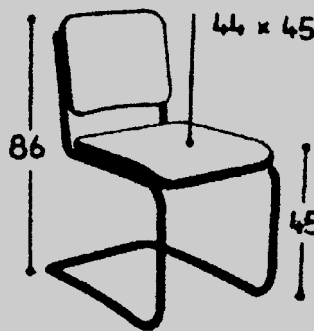
Bauhaus-Möbel: Eine Legende wird besichtigt, im Bauhaus-Archiv Berlin bis 10.03.2003.

www.bauhaus-archiv.de



Marcel Breuer, Hocker für die Bauhauskantine, 1926

Marcel Breuer, Stahlrohrstuhl, aus dem Thonet Stahlrohrmöbelkatalog von 1934



alles wiederfinden	
archifile®	
das Datenbanksystem für Architekturbüros	
Projekte / Adressen / Briefe / Email / Controlling / Kalender / To-Do-Liste / Archiv / Planverwaltung / netzwerkfähig (Win/Mac)	
	
Demoversion und weitere Infos unter www.archifile.de oder bei blotto services GmbH, Zehdenicker Straße 21, 10119 Berlin Telefon (030) 44 35 03 30 Fax (030) 44 35 03 10	

Bilbao am Öresund Ein gemütlicher Gott

Pfeife rauchende Studenten an Kopenhagens Architekturschule bestätigen: Arne Jacobsen ist nach wie vor Identifikationsfigur für den dänischen Architekten-nachwuchs. Anlässlich seines 100. Geburtstages manifestierte sich seine Beliebtheit in der bis zum 12. Januar im Louisiana Museum für moderne Kunst bei Kopenhagen gezeigten Ausstellung "Arne Jacobsen – Absolutely Modern".

Hinsichtlich ihres Umfangs und ihrer Medienwirksamkeit reiht sich die Ausstellung in den



Marcel Breuer, Stahlrohr-armlehnstuhl, 1928

Kanon der großen Architektur-ausstellungen der letzten Jahre ein: Mies van der Rohe, Renzo Piano oder die Eames wurden so auf den Olymp der Architekten-götter des 20. Jahrhunderts gehoben. Jacobsen ist zweifelsohne eine Größe der skandinavischen Moderne, am weltweiten Götter-himmel wird es für ihn jedoch eng. Kurator Kjeld Kjeldsen mußte deshalb alle Register ziehen, um dort auch noch den dänischen Sohn zu plazieren. Noch umfangreicher als die Pariser Piano-Ausstellung (2000), bietet die Jacobsen-Ausstellung eine bemerkenswerte Fülle an Material. Zwar fällt der eigentliche Katalog als broschiierte Ausgabe mit unter 100 Seiten vergleichsweise bescheiden aus, doch schon im Vorfeld war eine Jacobsen Monografie erschienen, die sich mit dem bibelgleichen Katalog der Wanderausstellung "Mies in Amerika" (2001) messen kann.

Personenkult und Künstler-pathos tragen in Louisiana zum Mythos Jacobsen bei. Das verkannte Genie mit Picasso-Format – so die Vermutung des Jacobsen-Monografen Carsten Thau – wird überlebensgroß in Humphrey-Bogart-Pose als Star dargestellt und durch die Dokumentation seiner Person als solcher gehandelt: Das "sentimental museum", eine jacobsenesque Version von Elvis' "Hall of Fame", beantwortet mit Schulzeugnissen, seinem Kaktus, seiner geliebten

Belcanto-Musik und Auskünften über die Lebensgefährten das, was wir schon immer über Jacobsen wissen wollten, uns aber nie zu fragen wagten.

Parallel zu diesem Personen-kult wurde Jacobsens Werk im Kontext internationaler Architekturgeschichte auf einem wand-hohen Videotryptichon zwischen Architekturikonen von Ludwig Mies bis Richard Meyer positioniert. Außerdem wurden drei zeitgenössische Architekten eingeladen, mit ihren Beiträgen die Aktualität von Jacobsens Ideen zu untermauern. Jedoch hatte sich keiner der Eingeladenen bisher mit Jacobsen auseinandergesetzt, und so orientieren sich SAANA und Dominique Perrault an Schlüsselmotiven der Moderne – Transparenz, Immaterialität, dem Verhältnis von Innen- und Außenraum, während sich Gigon & Guyer auf eine Exkursion begaben und den schweizerischen Blick auf das dänische Werk in Form einer Diashow dokumentierten.

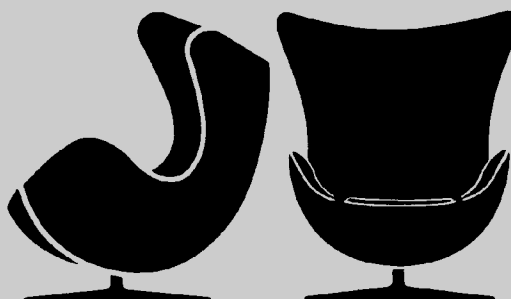
Trotz der geringen Anzahl im Ausland realisierter Projekte, von denen das Oxford St. Catherine's College durch 1:1 Rauminstallationen großflächig gefeiert wurde, dominierte in der Ausstellung die Ambition, Jacobsen als "global player" darzustellen. Doch die dargestellten Vorlieben des privaten Jacobsen passen so gar nicht in das Bild des Welt-

manns: Zur Entspannung genehmigte er sich in einer Konditorei ein Stück Sahnetorte, das Wort "Design" war ihm ein verhaßter Anglizismus und in den Ferien widmete er sich seinem mehr als 300 Pflanzenarten umfassenden Garten. Im Museumscafé wurde dem Besucher die Möglichkeit geboten, dieses bürgerlich-dänische Lebensgefühl bei einem Stück von Jacobsens Lieblingskuchen zu erproben. So recht wollte sich die dänische "hygge" (etwa: Gemütlichkeit) jedoch nicht einstellen: Die Sitzecke rund um den offenen Kamin, wo man sonst die Mischung aus mondäner Eleganz und dänischer Gemütlichkeit von Jörgen Bos und Vilhelm Wohlerts Museumsbau genießen kann, mußte der "Ameise" weichen, dem 1952 als Kantine-Stuhl entworfenen Jacobsen-Exportschlagert.

Über dem Versuch, Jacobsens internationale Design-Erfolge auch noch im Café zu zelebrieren, ging ein Teil der Atmosphäre verloren, die die dänische Mentalität des in der Ausstellung als Privatperson dargestellten Jacobsen erfahrbar machen könnte. Die Bemühungen, ihn vom lokalen Helden zum "global player" zu stilisieren, stehen im Widerspruch zu seiner ausgeprägt regionalen Identität.

Ähnlich paradox verhielt es sich mit der Kontextualisierung seines Werks. Die Gegenüberstellungen auf dem dreiteiligen Videoaltar ordnen Jacobsen neben den Skandinaviern Eero Saarinen und Gunnar Asplund in die Reihe der überregionalen Architekturikonen der Moderne von Mies van der Rohe bis Le Corbusier ein. Die große Bandbreite von Jacobsens Formenrepertoire zeigt dabei weniger seine Bedeutung als programmatischer Schrittmacher für eben diese Moderne als seine Fähig-

Arne Jacobsen, Schalen-sessel Svanen [Schwan] und AEgget für das SAS-Hotel, 1950



www.licht.de
ALLES ÜBER BELEUCHTUNG

Die IRB-Datenbanken im Internet | kurz gesucht – schnell gefunden – immer da



www.IRBdirekt.de

RSWB

Literaturhinweise zu allen Themen

des Planens und Bauens im Direktzugriff:

Bücher | Zeitschriftenartikel | Forschungsberichte

»Baufachwissen mit Tiefgang«

[Online-Recherche @ Fraunhofer IRB]

boden | Literaturhinweise | RSWB • MONULIT • BAULIT • RSWLIT • ICONDA | Forschungsprojekte | FOR • BAUFO | T

keit, formale Impulse aus dem Ausland schnell aufzuspüren und sie als Vorlage für eine dänische Version der Moderne zu nutzen. So hatte Jacobsen bei der Produktion der "Ameise" möglicherweise nicht selbst die Idee, einen Stuhl aus einem Stück Sperrholz zu formen, sondern die pragmatische Ambition, den Eames-Stuhl zu optimieren, um ihn billiger produzieren und besser verkaufen zu können.

Dieser Pragmatismus legt die Vermutung nahe, er habe die moderne "Kiste" mit seinen Tapeten und Gardinen, auf denen Hyazinthengläser und Variationen der nordischen Waldflora abgebildet sind, ausstaffiert, bis sie wohllich genug war, um sie einer breiten Masse zu verkaufen. Die Darstellung Jacobsens als Bindeglied zwischen William Morris und Laura Ashley ist daher überzeugender als seine Kontextualisierung durch die Größen der Moderne.

Die Mischung aus Geschäftssinn und dem Anspruch, gutes Design für die breite Masse zu produzieren, wird allerdings weniger durch die Ausstellung selbst als durch ihr lokales Umfeld deutlich. Zwischen Kopenhagen und Louisiana liegt Bellevue, Jacobsens "weiße Stadt", die Texaco-Tankstelle und seine Søholmhäuser. Entlang dieser 1:1 Jacobsen-Themenwelt am Öresund wird der oben beschriebene Anspruch einer massenwirksamen Architektur eingelöst. Gerade eine Übernachtung im Gesamtkunstwerk SAS-Hotel, wo der Architekt durch Armaturen, Möbel und Besteck rund um die Uhr an der Seite seiner Gäste weilt, bietet genügend Potential für ein Jacobsen-all-inclusive-Wochenende. Wozu also noch die Ausstellung?

In der lückenlos zusammengestellten Werkschau wurde man zwar erinnert: Jacobsen bietet uns gestalterische Lösungen für alle Lebenslagen, von der Kaviardose bis hin zum Leichenwagen. Seine Bedeutung als lokale Identifikationsfigur und seine Allgegenwärtigkeit im dänischen Alltag wird jedoch erst durch das Heimspiel verständlich. Unverständlich ist der Versuch, ihm mit dem Mittel der Mega-Ausstellung im MoMA-Format eine internationale Star-Karriere zu attestieren.

Julia von Mende

Carsten Thau/Kjeld Vindum, Arne Jacobsen, Arkitektens Forlag/Danish Architectural Press, Kopenhagen 1998; Deutsche Ausgabe: 2002.

Zur Sprache bringen Kritik in Cottbus

Ende Oktober versammelten sich in Cottbus auf Einladung des Lehrstuhls Theorie der Architektur an der BTU Cottbus Architekturkritiker der Fachzeitschriften, aus Hochschulen und dem Feuilleton, um zu Ehren von Ulrich Conrads eine "Kritik der Architekturkritik" vorzunehmen. In Zeiten, in denen mit dem oft prophezeiten Ableben der Architektur auch die Existenz dieser Disziplin in Frage gestellt wird, war dies eine ebenso aktuelle wie respektable Aufgabe.

Wo zu Beginn Ulrich Conrads anhand von "sieben Tugenden des Architekturkritikers" die eigenen Maximen hinterfragte, konzentrierten sich die folgenden Redner, beispielsweise Heide Becker, auf die Möglichkeiten der Vermittlung von Architektur. Mit Blick auf europäische Nachbarn wie Holland, das bekanntlich dank staatlicher Fürsorge aus seiner Architektur einen international gefragten Exportschlager machen konnte, waren in den Diskussionen bald Vorschläge zur Hand, wie die Architektur vor dem endgültigen Aufgehen in gesellschaftlicher Bedeutungslosigkeit gerettet werden könnte. Populistischer sollte sie sein, die Architekturkritik, und nicht nur als schöngestiger Zeitvertreib im Elfenbeinturm des Feuilletons ein elitäres Dasein fristen, sondern volksnah im Lokalteil der Tageszeitung oder, vielleicht besser noch, im Fernsehen durch stete Kritik unserer gebauten und zu bauenden Umwelt zu einer Re-Politisierung der Diskussion beitragen.

Wilfried Dechau hatte den Feind längst in Krüppelwalm-dächern und Dachgauben ausgemacht und schlug ein Graubuch vor, das durch die Präsentation von Negativbeispielen das Volk zum guten Geschmack erziehen sollte. Heinz Meyer erinnerte aber sogleich an die Relativität jeden ästhetischen Urteils, und Gastgeber Eduard Führ sah die Praxis des Wohnens als das eigentliche kritische Element an, dem sich jede Architektur zu stellen habe. Kerstin Dörhöfer schließlich versuchte noch einmal die eigene Rolle mit einem Hinweis auf die Definitionsmacht der Kritik zu überdenken, die oft nicht das gebaute, sondern das publizierte Werk in das öffentliche Bewußtsein dringen lasse. Die Architekturkritik, so der Tenor der Veranstaltung, dürfe Architektur nicht nur als abgeschlossenes Kunstwerk und Problem der Ästhetik diskutieren (wie es der BDA anlässlich seiner Jahresversammlung zu dem zeit-

losen Thema "Schönheit" Anfang Dezember gerade in Berlin tat), sondern müsse sich wieder stärker der Kräfte und Prozesse der Architekturproduktion annehmen und sich auf den Gebrauchswert konzentrieren.

Nachdem also die Rettung der Architektur beschlossene Sache war, fehlte eigentlich nur der Sisyphos, dem man diese Aufgabe mit auf den beschwerlichen Weg hätte geben können. Da man aber im wesentlichen unter sich geblieben war – Axel Schultes als bauender Architekt erschien kurz, um noch einmal seine Vision einer Berliner Mitte auszubreiten –, fällt es nun sinnigerweise auf die Diskutanten zurück, diese gutgemeinten Vorschläge in harte Realität umzusetzen.

Achim Pietzcker

Neue Studiengänge

Der Masterstudiengang "Master of Art in Integrated Design" an der Hochschule Anhalt in Dessau schreibt zum Sommersemester 2003 erneut Studienplätze für das dreisemestriges Graduiertenstudium aus.
www.des.hs-anhalt.de.

Die FH Potsdam startet zum Wintersemester 2003 den ersten deutschen Studiengang in Interface-Design (BDes/MDes). Anmeldeschluß zur Eignungsprüfung ist der 1.4.2003
kanngiesser@fh-potsdam.de,
maydell@fh-potsdam.de

Buchtips

Berthold Burkhardt (Hrsg.), Scharoun. Haus Schminke, Karl Krämer Verlag, Stuttgart 2002, € 25

de Architekten Cie., Profession Architect, 010 Publishers, Rotterdam 2002

Karin Damrau/Anton Markus Pasing (Hrsg.), Unschärferelationen – Experiment Raum, Verlag H. M. Nelte, Wiesbaden 2002, € 39

Das Netz – Sinn und Sinnlichkeit vernetzter Systeme; Katalog zur Ausstellung im Museum für Kommunikation Berlin, Edition Braus, Heidelberg 2002, € 17,80

Gerritjan Deunk, 20th Century Garden and Landscape Architecture in the Netherlands, NAI Publishers, Rotterdam 2002, € 38

Foreign Office Architects – The Yokohama Project, Verb Monograph, Actar, Barcelona 2002, € 30

Peter Frank, Meine Reise nach Jerusalem mit 36 Stühlen und einer Hängematte, Anabas-Verlag, Frankfurt/M. 2002, € 20

Zaha Hadid/Patrik Schumacher, Latent Utopias – Experiments within Contemporary Architecture, Steirischer Herbst 2002, Springer-Verlag, Wien 2002

Jahrbuch 2002, Departement Architektur ETH Zürich, SFR 35

Mark Lamster (Hrsg.), Architecture and Film, Princeton Architectural Press, New York 2000, € 26

Gottfried Leiber, Friedrich Weinbrenners städtebauliches Schaffen für Karlsruhe. Teil II. Der Stadtausbau und die Stadterweiterungsplanungen 1801-1826, Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2002

Negotiate my Boundary! Mass-customization and Responsive Environments, AA Publications, London 2002

Ulrich Pfammatter, Die Erfindung des modernen Architekten. Ursprung und Entwicklung seiner wissenschaftlich-industriellen Ausbildung, Birkhäuser Verlag, Basel/Boston/Berlin 1997

Research for Research – a series of essays on twentieth century urbanism, Berlage Institute, Rotterdam 2001, € 17,50

Hermann Sturm, Dinge im Fluß – Fluß der Verzeichnungen, Anabas-Verlag, Frankfurt/M. 2002, € 24,90

The Region Maker – RheinRuhr-City, NRW-Forum Kultur und Wirtschaft Düsseldorf und MVRDV, Hatje Cantz Verlag, Ostfildern-Ruit 2002

Theo Hotz. Architektur 1949 – 2002, gta Verlag, Zürich 2002, SFR 58

Traumüber Architekt? Ein Dokumentarfilm von Jan A. Wolff, www.jawwsfilm.de, 2002

Michael Wilkens, Architektur als Komposition, Birkhäuser Verlag, Basel/Berlin/Boston 2000, € 22

Architektur zum Anfassen

FSB am DAM

Das Deutsche Architektur Museum Frankfurt präsentierte bis zum 5. Januar das 1881 in Iserlohn gegründete und seit 1908 in Brakel ansässige Unternehmen Franz Schneider Brakel. Unter dem Titel "Architektur zum Anfassen" zeigte die Ausstellung die Klassiker des modernen Türdrückerdesigns: Sie reichten von Walter Gropius' und Hannes Meyers "Bauhausdrücker" von 1922 (1986 im Auftrag von FSB von Alessandro Mendini redesign), über "Wittgensteins Griff", den der Philosoph 1927/28 in Wien fertigen ließ (vgl. 157 ARCH+, S. 80/81), bis zu Max Bills "Ulmer Klinke" von 1954. Ergänzt wurden die Klassiker durch zeitgenössische Entwürfe, u.a. von Josef Paul Kleihues, Hans Kollhoff und Christoph Mäckler, alle im Auftrag von FSB entwickelt.

Auf dem Türklinkenworkshop wurde 1986 die Idee umgesetzt, bekannte Designer und Architekten zum Entwurf von Türklinken einzuladen – nicht *signature architecture*, sondern *signature handles* waren gefragt. Teilnehmer waren u.a. Peter Eisenman, Hans Hollein, Arata Isozaki, Alessandro Mendini, Dieter Rams. Damit begann die eine Seite der FSB-Erfolgsgeschichte. Die andere Seite wirkte eher im Verborgenen und ist mit zwei Namen verbunden: Otl Aicher und Jürgen W. Braun, der eine Typograph, der andere Geschäftsführer von FSB. Diese andere Seite der FSB-Erfolgsgeschichte basiert auf einer langfristig angelegten Strategie zur Reformulierung des Erscheinungsbildes, Firmenzeichens und Produktprofils des Unternehmens. Der erste Schritt zur Reformulierung war die Herausgabe der "Bibliothek des Greifens und Begreifens", mit der schrittweise, sprich buchweise, die Fundamente des neuen Unternehmensprofils festgelegt werden sollten. "Greifen und Griffe" eröffnete 1987 die Reihe mit den zentralen Beiträgen von Otl Aicher, nämlich "greifen und begreifen" und "Wittgensteins Griff", die erahnen lassen, was mit Wittgensteins Griff als Logo von FSB gemeint war: ein Unternehmensprofil zu entwerfen, das dessen Produkte am Gebrauch, und zwar an den "Geboten des Greifens", vier an der Zahl, orientierte.

Diese langfristigen Überlegungen, ausgerichtet an der Sprachtheorie des späten Wittgenstein ("die Sprache ist ihr Gebrauch"), führten zur Profilierung des Unternehmens. Neben ERCO wurde FSB zu einem der Flaggschiffe des deutschen Designs. Daß diese Überlegungen aber immer auch aufgrund mangelnden ökonomischen Erfolgs gefährdet waren, zeigt sich zum Beispiel daran, daß Aicher das Konzept der *signature handles* – das Erfolgsgeheimnis von FSB, mit dem das Unternehmen erst einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde –, mit dem äußerst kritischen Urteil kommentierte: "der nicht mehr brauchbare gebrauchsgegenstand". Veröffentlicht wurde er als Schlußbeitrag des "Türklinken Workshop in Brakel" 1987. Trotzdem ist Jürgen W. Braun, der 2001 in den Aufsichtsrat wechselte, seinen Weg gegangen und hat versucht, einen Kompromiß zwischen Gebrauchsorientierung und Marktchancen zu finden, was nicht zuletzt die Ausstellung am DAM eindrucksvoll demonstrierte. Wir wünschen der neuen Geschäftsführung viel Erfolg.

NK

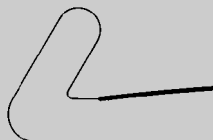
Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen: Architektur zum Anfassen. FSB Greifen und Griffe, Anabas Verlag, Frankfurt/Main 2002.



Daumenbremse



Zeigefingerkuppe



Ballenstütze



Greifvolumen

Die vier Gebote des Greifens:

1. Der Daumen sucht stets eine Richtung. Bereits auf den ersten Faustkeilen lassen sich Spuren dieser Suche nachweisen. Viele Gegenstände des Greifens haben eine ausgesprochene Daumenorientierung.

2. Auch der Zeigefinger ist immer auf Richtungs-suche. Der Lotse der Hand tastet sich suchend vor, läßt die übrigen Finger nachkommen. Bei einigen Gegenständen entdeckten wir "Zeigefingerkühlen".

3. Die Hand als Einheit verlangt "eine Stütze". Daumen und Zeigefinger sondieren den Raum. Dann faßt die Hand als Ganzes zu. Der Handballen will dabei gestützt werden. Nur so kann die Kraft aufgebraucht werden.

4. Den Griff ins Leere schätzt die Hand nicht. Sie will ballig geführt werden. Greifvolumen ist notwendig. Beim sinnfreien Spielen mit Handschmeichlern, meist bunten Steinen in Ei-Form, verrät der Mensch unbewußt dieses Grundbedürfnis.

Otl Aicher, Die vier Gebote des Greifens, aus einem Anzeigentext von FSB, 1989.

© german object webstore

11



BUILDING INFORMATION NETWORK

SPiIT®

*
SPiIT, die Elfte...

...vereint Leistung und Spaß für kreatives und professionelles CAAD. Erleben Sie softTECH's neue "sinfonische Komposition".

Karten-Vorverkauf und Konzert-Abo unter:

www.softTECH.de